

Lohnerhöhung

Es begann damit, dass Erwin Saathof seine Hand verlor. Die Eisenpresse war ohne Vorwarnung hinuntergesaust und hatte die Hand des Vorarbeiters aus Kupferdreh zu einer breiigen Fleischmasse zerquetscht. Ironischerweise war es dieselbe Hand, die ein Feldarzt 1917 in Frankreich zusammengeflocht hatte, damit Erwin nicht als Kriegsinvalide nach Deutschland zurückkehren musste.

Wir versuchten verzweifelt, den Mechanismus der Presse zu lösen, um unseren Kollegen aus dieser Hölle zu befreien. Erwin ruderte mit dem verbliebenen Arm und stieß Laute aus, die wie ein Tier in Qualen klangen.

»Den Hebel ziehen, Thomas! Zieh den Hebel!«, brüllte Kurt Wagendach, während er gemeinsam mit Dietrich Biermann versuchte, ein Stemmeisen zwischen die Platten der Presse zu treiben.

Ich umklammerte den Hebel der Hydraulik mit beiden Händen und zog mit aller Kraft, doch er bewegte sich keinen Millimeter. Selbst als ich meinen rechten Fuß gegen einen der Stahlträger der Halle stemmte, blieb er verkeilt.

Erwin sackte in der Zwischenzeit in sich zusammen. Sein Atem kam stoßweise, pfeifend, während Speichelfäden aus seinem Mund liefen. Sein Gesicht wurde immer blasser, fast durchsichtig. Meine Finger krampften sich um den Hebel, und meine Gelenke schienen unter dem Druck zu zerspringen

- Ich wollte vor Verzweiflung aufheulen, doch dann gab der Hebel endlich nach. Mit einem Ruck zog die Hydraulik die Platten der tonnenschweren Eisenpresse nach oben. Zischender Dampf schoss zwischen den Rohren über unseren Köpfen hinweg. Doch mein Jubelschrei blieb mir im Hals stecken.

Erwin Saathof lag reglos da, den Kopf auf den Stahlbock der Presse gelehnt. Sein Blick war glasig - ein Ausdruck, den ich nur zu gut kannte. Vier Jahre Krieg hatten mir diesen starren, leeren Blick eingeprägt, der mich noch immer in meinen Träumen heimsuchte.

»Scheiße«, murmelte Kurt Wagendach, und ich konnte ihm nur stumm zustimmen. Es war eine verdamnte Scheiße, dass die Hydraulik genau in dem Moment wieder funktionierte, in dem Erwin Saathof gestorben war.

*

»Glückwunsch, Hausmann. Ab sofort haben Sie die Verantwortung für die Anlagenführung – das bringt Ihnen gleich ein paar Reichsmark mehr in der Woche«, verkündete Helmut Beck mit einem gönnerhaften Lächeln. Seine fleischigen Hände hoben sich wie bei einer sakralen Zeremonie, als würde er vor meinen Augen die Hostie brechen. Dann hielt er mir einen braunen Umschlag entgegen, der meinen Wochenlohn enthielt.

Ich stand vor seinem massiven Mahagonischreibtisch, der die gesamte Länge des Raums dominierte. Das Büro war spärlich eingerichtet, aber effizient: Eine Aktenschublade stand neben einem schweren Aschenbecher aus Glas, und an der Wand hing ein Bild von Beck mit hochrangigen Parteigenossen. Ein großes Fenster hinter ihm bot einen direkten Blick in die Halle. Von dort aus musste er gesehen haben, wie Erwin Saathof um sein Leben gekämpft hatte – und wie wir ihn nicht retten konnten.

Ich verdrängte den Gedanken an Erwin, dessen Leiche erst vor einer halben Stunde abgeholt worden war. Helmut Beck verlor kein Wort über den Toten. Stattdessen sah er mich an, als wäre es ein völlig normaler Arbeitstag.

Ich betrachtete ihn genauer. Mit seiner klobigen Nase und dem speckigen Gesicht wirkte Beck, der Sekretär des Schmiedewerksbesitzers Theobald Duwenstamm, wie ein Wildschwein, das sich rasiert und sprechen gelernt hatte.

Als ich nach dem Umschlag griff, zog Beck ihn zurück. »Ah, da war ja noch eine Anpassung Ihrer wöchentlichen Kosten, die ich beinahe vergessen hätte«, sagte er und öffnete den Umschlag, um das Geld herauszuzählen.

»Kosten?«, fragte ich, während ich den Impuls unterdrückte, ihm den Umschlag aus der Hand zu reißen. Beck war bekannt dafür, jede Form von Widerstand zu bestrafen.

»Natürlich. Sie wissen ja, wie es um die Wirtschaftslage unseres Landes steht – diese Parteien bekommen doch nichts auf die Reihe...« Er lehnte sich nach vorne, und ich fragte mich, wie lange sein schwarzer Herrenrock den Druck seines Bauches noch aushalten würde. »Die Preise steigen überall, da müssen wir alle mit weniger Butter auf dem Brot auskommen«, fügte er hinzu, während er einen Hundert-Reichsmark-Schein aus dem ohnehin spärlichen Bündel zog.

Er hielt den Schein kurz in der Luft, als wolle er ihn mir übergeben, nur um ihn dann wieder zurückzuziehen. Der Drang, danach zu greifen, war fast überwältigend. Von diesem Schein hätte ich keine Butter kaufen können – die konnte ich mir ohnehin nicht leisten. Stattdessen hätte ich damit meine Miete gezahlt oder vielleicht ein wenig zur Seite gelegt, um mir irgendwann eine eigene kleine Wohnung leisten zu können.

Helmut Beck griff mit seiner freien Hand nach einer goldverzierten Holzschatulle, die stets auf seinem Mahagonischreibtisch stand. Geschickt öffnete er sie und ließ den Hundert-Reichsmark-Schein darin verschwinden – so schnell, dass ich nicht erkennen konnte, was sich noch in der Schatulle befand. Während er dies tat, spürte ich, wie sich meine rechte Hand zu einer Faust verkrampfte. Ich ließ sie in die Tasche meiner zerschlissenen Wolljacke gleiten, um die Spannung zu verbergen. Mit diesem Abzug meines Lohnes würde ich am Ende genauso viel verdienen wie zuvor, nur mit mehr Verantwortung und Arbeit.

»Aber... aber Herr Beck, ich verstehe nicht ganz«, begann ich zögerlich. Meine Stimme zitterte, und ich sah, wie sich ein zufriedenes Lächeln auf seinem speckigen Gesicht ausbreitete. Er hob die Hand, als wolle er mich zum Schweigen bringen.

»Können wir es überhaupt verstehen? Wer von uns versteht schon die unsichtbare Hand, die unsere Wirtschaft lenkt? Die Lasten, die Unternehmer wie Herr Duwenstamm tragen, damit wir alle unser tägliches Brot auf dem Tisch haben?«, sagte er mit einem theatralischen Unterton. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, und sein massiver Bauch hob sich wie die Nase eines hungrigen Ungeheuers, das nach seiner Beute schnupperte.

»Aber... hundert Mark? Wofür?«, stammelte ich. Eine lähmende Machtlosigkeit ging von Beck und seinem Schreibtisch aus, als würde sie nach mir greifen und mir die Kehle zuschnüren.

»Sie gefallen mir, Hausmann«, sagte Helmut Beck, öffnete eine Schreibtischschublade und zog ein in schwarzes Leder gebundenes Buch hervor. Er legte es mit einer bedächtigen Bewegung vor sich auf den Schreibtisch. Dann leckte er über seine Daumenkuppe und begann, durch die Seiten zu blättern.

Ich erkannte einige Namen meiner Arbeitskollegen, die Beck mit akkurater, schwarzer Tinte eingetragen hatte. »Werner... Lieblich... Schmidt... Heilken... wundern Sie sich nicht«, sagte er, ohne den Blick zu heben. »Ich sortiere sie nicht alphabetisch, nein, nein. In diesem Unternehmen gelten andere Kriterien.«

Er blätterte langsamer und murmelte die Namen wie eine Melodie vor sich hin. Es schien, als summe er eine Melodie, die nur er hören konnte: »E-wers-MAAAAN, Tulli-Kovski - Saaaat-HOF.« Bei Erwins Namen zuckte ich zusammen.

»Na, den muss ich wohl noch streichen«, fügte Beck leichthin hinzu, als wäre es nichts Besonderes. Seine Finger bewegten sich weiter über die Seiten.

Die Zeit schien stillzustehen. Der große Zeiger der Wanduhr hatte sich kaum bewegt, doch es fühlte sich an, als vergingen Stunden. Meine Faust in der Tasche verkrampfte sich schmerzhaft, glitschig vom kalten Schweiß, der meine Handflächen überzog.

»Ah, Hausmann«, sumnte Beck schließlich und hielt inne.
»Schauen wir doch mal: Thomas Hausmann. Geboren am 19. Februar 1895 in Dorsten, evangelisch, ledig, wohnhaft seit dem 1. November 1920 im Wohnblock A, Wohnung 87b der Arbeiterkolonie von Grimmstett... Miete wöchentlich zum Montag: sechzig Reichsmark, Stand 1. November 1920.«

Er hob den Kopf und sah mich mit seinen kleinen, glitzernden Augen an. Ich verstand es als Aufforderung, etwas zu sagen, doch bevor ich reagieren konnte, fuhr er fort:

»Angestellt als Arbeiter mit einem wöchentlichen Lohn von 180 Reichsmark, Stand 1. November 1920«, murmelte er weiter und griff dann nach seiner Schreibfeder sowie dem Tintenfass. »Aktualisieren wir am besten sofort: Angestellt als Vorarbeiter mit einem wöchentlichen Lohn von 280 Reichsmark, Stand 24. April 1932.«

Sein Blick wanderte erneut zu mir, sein Lächeln schien triumphierend.

Er machte mir unmissverständlich klar, dass er eine Reaktion von mir erwartete – doch ich war wie erstarrt. Mit jedem Satz, den Helmut Beck sprach, schien ich mich tiefer in einem unsichtbaren Netz zu verfangen, dessen klebrige Fäden mich umschlangen. Es war, als gäbe es kein Entkommen. Becks Miene verfinsterte sich, während er den Blick wieder auf die Buchseite senkte.

Das Abwenden seines Blicks löste den Druck um meine Kehle etwas, gerade genug, damit ich sprechen konnte. »Ja, aber warum bekomme ich dann keine zweihundertachtzig Reichsmark?«, fragte ich. Meine Stimme klang dünn und brüchig.

Beck schnaufte tief durch die Nase und schüttelte langsam den Kopf. Ohne zu wissen warum, wurde ich an eine Situation aus meiner Kindheit erinnert: Mein Großvater hatte mir einmal ein Stück Schokolade gereicht, und statt dankbar zu sein, hatte ich frech nach einem weiteren gefragt. Doch Helmut Beck war nicht mein Großvater, und hier ging es

nicht um Süßigkeiten, sondern um meinen Lohn – um mein Überleben.

»Das habe ich doch gerade vorgelesen: Wohnblock A, Wohnung 87b...«, begann er und hielt inne. Sein dicker Zeigefinger wanderte an seine Lippen, während er mich mit einer beinahe gespielten Nachdenklichkeit anblickte. »Da haben Sie mich aber erwischt«, sagte er schließlich, ohne den Finger von seinen Lippen zu nehmen.

Für einen Moment atmete ich innerlich auf. War das alles vielleicht doch nur ein Missverständnis?

»Bitte entschuldigen Sie«, fuhr Beck fort. »Es ist in diesen Zeiten nicht einfach, die Verantwortung für ein Werk und seine Belegschaft zu tragen. Auch ich bin nur ein Mensch, Hausmann. Auch ich mache das hier, um mir mein karges Brot zu verdienen.« Seine dicken Wangen wackelten, als er sprach, und er hielt inne, als müsste er sich sammeln.

»Die Zeiten sind so hart, dass selbst Männer in meiner Position sich der Mehrarbeit ergeben müssen. Eine einzige Tätigkeit reicht kaum noch zum Leben.« Er schloss kurz die Augen, als hätte ihn der Gedanke an seine eigenen Entbehrungen schwer getroffen.

Ich verstand, was er meinte. Auch ich hatte begonnen, an meinem freien Sonntag auf einem Bauernhof auszuhelfen, weil ich mir sonst nicht einmal einen Sack Kartoffeln leisten konnte.

»Aber ich will nicht klagen, Hausmann«, sagte Beck schließlich, öffnete die Augen wieder und richtete den Blick direkt auf mich. »Wir müssen alle in Zeiten von Inflation und politischer Unsicherheit mehr arbeiten. Mehr leisten, damit es uns und unserem Land wieder bessergeht. Nicht immer nur nehmen, sondern auch mal selbst anpacken und ranklotzen – nicht wahr, Hausmann?«

Dieses Mal nickte ich. Langsam, widerwillig, aber ich nickte.

»Es ist doch selbstverständlich, dass jeder Arbeitswillige sich zunächst um seine eigenen Angelegenheiten kümmert, bevor er den Leistungsträgern unseres geliebten Vaterlandes weiter zur Last fällt – und damit meine ich nicht nur diese ohnehin faulen Schmarotzer, sondern auch uns Bürger. Denn wo wären wir denn ohne Leistungsträger wie Herrn Duwenstamm?«, fragte Beck und tauchte dabei die Spitze seiner Schreibfeder bedächtig in das Tintenfass.

»Als Sekretär und Verantwortlicher für unser Werk gehe ich daher selbstverständlich mit gutem Beispiel voran. Ich habe mich um eine zusätzliche Tätigkeit bemüht, damit mein Einkommen weiterhin ausreicht. Ich verwalte nun auch die Wohnblöcke der Arbeiterkolonie. Diese Wohnblöcke, die unser volksnaher und arbeiterfreundlicher Herr Duwenstamm für Sie und Ihresgleichen bauen ließ, damit Sie ein Dach über dem Kopf haben.«

Sein Blick haftete an mir, während er mit der Feder über das Papier kratzte und dabei die Zahl meiner Wochenmiete durchstrich. Ich hatte das Gefühl, als wäre das Geräusch ein Urteilsspruch.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, fuhr er fort, ohne die Augen von seiner Arbeit zu lösen. »Ich nutze keine Ausreden und versichere Ihnen, ein solches Missverständnis kommt nicht wieder vor. Ich arbeite daran, meine zweite Tätigkeit klar von meiner anderen abzugrenzen.«

Er legte die Feder beiseite und öffnete die goldverzierte Schatulle, die stets auf seinem Schreibtisch thronte. Mit einer erschreckenden Gewandtheit griff er hinein und zog den hundert Reichsmarkschein hervor, den er zuvor entnommen hatte.

»Hier, Herr Hausmann«, sagte er schließlich und hielt mir den Schein hin. Ich konnte kaum glauben, dass ich ihn tatsächlich ohne Widerstand nehmen durfte. Ein schwerer Atemzug entfuhr mir, als ich den Schein in meine Hand schloss.

Doch die Erleichterung hielt nicht lange an, denn in seinem Blick lag ein unausgesprochener Triumph - als hätte ich ihm einen Sieg geschenkt, den er ohnehin schon sicher gewusst hatte.

»Gut, wo wir das nun berichtigt haben, spreche ich jetzt als Hausverwalter zu Ihnen, lieber Mieter Hausmann.« Helmut Becks Stimme nahm einen belehrenden Ton an, als würde er mir eine unausweichliche Wahrheit verkünden. »Aufgrund der Inflation, die durch dreiste Lohnforderungen dieser ehrlosen Gewerkschaften getrieben wird, müssen leider die Wochenmieten steigen. Sie verstehen sicher, dass auch Barmherzigkeit ihre Grenzen hat - und Herr Duwenstamm muss schließlich ebenfalls dafür sorgen, dass am Ende der Woche noch etwas Butter auf seinem Brot bleibt.«

Während seine Worte wie ein Urteilsspruch über mir schwebten, tauchte er seine Feder erneut in das Tintenfass und kratzte die Zahl *Hundertsechzig* mit einer beinahe feierlichen Geste auf die Buchseite. »Daher muss die Wochenmiete von sechzig Reichsmark auf hundertsechzig Reichsmark steigen.« Er legte die Feder beiseite und blickte mich mit einem Lächeln an, das jede Auflehnung im Keim ersticken sollte.

»Zum Glück bekommen Sie ja jetzt mehr Lohn, Herr Hausmann. Dann reicht Ihr Broterwerb ja weiterhin aus. Aber keine Sorge, ich möchte nicht neidisch wirken - ich freue mich für Sie.«

Bevor ich überhaupt reagieren konnte, griff Helmut Beck erneut nach dem Hundert-Reichsmark-Schein, den er mir eben noch ausgehändigt hatte. Mit einer geschmeidigen Bewegung öffnete er die goldverzierte Schatulle und ließ den Schein darin verschwinden, als sei dies der natürliche Lauf der Dinge.

Dann schlug er das schwarze Buch mit einem lauten Knall zu und reichte mir einen braunen Briefumschlag, der mein verbleibendes Gehalt enthielt. »Na dann, Herr Hausmann, einen wohlverdienten Feierabend. Seien Sie so gut und machen Sie die Tür leise hinter sich zu. Ich muss noch ein wenig weiterarbeiten.« Seine speckigen Finger wiesen erst auf die Schatulle, dann auf das schwarze Buch - eine stumme Mahnung, wer hier das Sagen hatte.

Ich konnte nichts erwidern, steckte den Umschlag in die Innentasche meiner zerschlissenen Wolljacke und schritt aus dem Büro. Zum Glück hatte ich nun mehr Lohn, um meine gestiegene Miete zahlen zu können. Doch warum fühlte sich dieses vermeintliche Glück so ungerecht an?